Der Feierabend

Unterhaltungs-Beilage zur „Deutschen Rundschau"

Nr. 217 | Bromberg, 27. September | 1939

Herz, schweig still . . .

Roman von Rudolf Haas.

(Schluß.)

Im September bringt Herbert Tillian seinen Sohn zu Traude Tonandinel und bleibt eine Woche, damit sich dieser eingewöhnte. Der sechsjährige Hugo ist ein kräftiger Junge mit braunem Kraushaar und den hellen Augen des Vaters, ein bißchen spröd und schüchtern, wie es bei Kindern vorkommt, die mutterlos und viel mit sich allein sind. Aber im Marhof fühlt er sich rasch heimisch. Die zahlreichen, dem Stadtkind bisher unbekannten Dinge, die vielen Haustiere, die Obstbäume, von denen man die reifen Früchte pflücken darf, die lustigen Marhofkinder als Spielgefährten, die Spiele selbst, im Grasgarten, im nahen Wald, im Wagenschuppen oder auf dem Heuboden, und besonders die neue Tante Traude, die ihm vor dem Schlafengehen noch eine Geschichte erzählt, dann: „Husch, husch, ins Bett" und morgens ein munteres: „Heraus aus dem Bett, der Hahn hat gekräht" — das und überhaupt alles zusammen ergibt eine Fülle von neuartigen Eindrücken und Herrlichkeiten, die ihm erst jetzt das Kinderparadies erschließen und ihn aus der Bubenseligkeit nicht herauskommen lassen.

Nach ein paar Tagen ist der Junge kaum wiederzuerkennen, ein frisches Rot färbt die Backen, die Augen haben den freien Blick tapferer Knaben, er ist aufgeschlossen, draufgängerisch, übermütig, aber nicht ungezogen, und er Tante Traude folgt er aufs Wort. Auf sie häuft er alle Liebe und Zärtlichkeit eines Herzens, das bisher der mütterlichen Fürsorge entraten mußte, sie ist für ihn der Inbegriff alles Schönen und Gütigen, ist die Märchenfee mit dem goldenen Schlüssel, die ihm das Kinderparadies aufgeschlossen hat, ihr dankt er all das Wunderbare, das ihn täglich von neuem mit seinem Zauber umstrickt. Er zeigt es nicht, er verbirgt seine Gefühle scheu in sich, aber der Wille, vor ihr zu bestehen, macht ihn mutig und lenksam, sanft und ritterlich. Er fürchtet sich nicht vor Schrammen und Beulen, geht auf alles ein, verbeißt den Schmerz, zerreißt seine Hosen wie jeder wackere Junge, aber an Schwächeren vergreift er sich nicht, und seit ihn die Tante einmal getadelt hat, weil er eins der Marhofmädel knuffte, läßt er sich von den jüngeren geduldig plagen und schaut die älteren kaum noch an. In drei Tagen wird er gleich ihnen zur Schule gehen. Zuvor aber soll ihm noch ein herrliches Erlebnis beschieden sein: die Villacher Alpe.

Sie fahren nach Bleiberg, Tante Traude hat sich von Enzio Tonandinel den großen Wagen ausgeliehen, sie sitzt am Lenkrad, Herbert Tillian sitzt neben ihr, und dahinter im Fahrgastraum hocken dichtgedrängt fünf Buben und zwei Mädchen beisammen, und Hugo Tillian ist der einzige mit dunklerem Haar. Das schwatzt und lacht, neckt sich, treibt Possen, laut und lustig geht es her, und selbstverständlich singen sie auch, das Kärtner Heimatlied und: „Wenn wir marschieren" und: „Lustige Leut', ledige Leut', sieht man sie nicht, hört man sie weit!" Das hallt und schallt, der ganze Wagen klingt mit.

Das Fahrzeug wird in einem Gasthof eingestellt, und dann geht es zu Fuß die Lehne hinan, durch den Bergwald empor zu den Almen. Es ist wie vor zwölf Jahren. Unter einem wolkenlosen Himmel liegt die Erde bis an die blauen Küsten der Unendlichkeit aufgeschlossen, kräftig leuchten alle Farben, zum Greifen bildhaft erscheinen die Schatten, und die Klarheit ist ohne Ende. Die beiden erwachsenen Leute müssen an den Tag denken, da sie hier allein, von lautlosem Jubel umbraust, das Land Eden hoch über dem Heimattal fanden und Hand in Hand mit der Liebe und dem Glück im Dom des Lichts weilten. Aber sie haben nicht Zeit noch Muße, ihren Erinnerungen nachzuhängen, denn statt der eigenen wandert heute eine andere Jugend mit ihnen, barhaupt, mit nackten Knien, Sonne auf den Köpfen, Sonne im Herzen, ja sagend, verschwistert mit Stein, Gras und Getier.

Eine lichte bunte Wanderschar, tragen sie das funkelnde Banner der Lebensfreude, blauhimmelüberdacht, vor sich her, puppenklein anzusehen in der freien Weite der welligen Grasböden. Sie singen und jauchzen. Stumm geht Hugo Tillian nebenher. Die Augen schweifen und trinken. Eine heftige innere Bewegung arbeitet in seinen Zügen. Schweigend beobachtet ihn der Vater und gibt der Traude mit den Augen ein Zeichen. Sie nickt nur. Es ist unverkennbar, daß den Jungen die zum erstenmal erschaute grenzenlose Einsamkeit des baumlosen Hochlands zu überwältigen droht, daß er mit stärksten Eindrücken ringt, nicht furchtsam oder erschreckt, sondern im tiefsten ergriffen.

Und als die Grasnarbe allmählich von steinigem Ödland abgelöst wird, als mehr und immer mehr Fels- und Ferngipfel am Himmelsrand auftauchen und mit einemmal über einem schauerlichen Absturz, scheinbar ganz nah, zerschrundet und gezackt die aufgetürmte Steinwucht der Julischen Alpen mit dem gewaltigen König Triglav, riesengroß und schwindelnd hoch, sichtbar wird — da wandelt sich der Ausdruck des ernsten Knabengesichts zu weihevoller Andacht, fromm und feierlich wird es bei einem, der erwartet, daß jetzt und jetzt der Himmel sich öffne.

Die Marhofkinder sind lustig und guter Dinge. Für sie ist's ja nicht mehr als ein fröhlicher Ausflug ins vertraute Heimatland. Für den kleinen Hugo aber, der zwischen den Häuserreihen der Großstadt aufgewachsen, von der Natur bisher kaum mehr als Rasenplätze und Parkanlagen gesehen hat, ist es ein erstes Ahnen, ein aufdämmerndes Erkennen, wie groß die Schöpfung, wie schön die Erde und wie freudenreich das Leben ist, das auf ihn wartet.

Er bleibt still und in sich gekehrt, auch als sie abends im Schutzhaus um einen langen Tisch herumsitzen und die Wirtin drei Riesenschüsseln Kaiserschmarren aufträgt. Aber schmecken läßt er sich die gute Gottesgabe, und Herbert Tillian, blondbärtig, sonnverbrannt, sitzt neben der Traude mitten unter der Jugend, die rotbäckig, kerngesund, mit hellen Augen und roten Lippen emsig schnabuliert. Seine Künstleraugen weiden sich an dem farbig bewegten leuchtenden Bild, und das Herz geht ihm auf.

Nach dem Essen gehen sie noch einmal vor die Hütte. Die Dunkelheit der Neumondnacht hüllt die Erde ein, aber ungezählte Lichter flimmern aus dem weiten Villacher Becken, und oben funkeln in unerhörtem Glanz die goldenen Sterne.

Sie singen noch ein paar Abendlieder, der weiche Alt der Traude tönt darein. Der kleine Hugo singt nicht mit. Er sitzt neben dem Vater, hält dessen Hand umklammert und schaut und schweigt.

Dann kommt für das junge Völkchen die Schlafenszeit, und die Traude geht mit, um nach dem Rechten zu sehen. Herbert Tillian bleibt allein zurück.

Vor vielen Jahren ist er mit Traude Wiederschwing hier oben gesessen, der Mond beglänzte die vielgestaltige Erde, und leuchtender als das Land, lag die Zukunft vor ihnen. Und im Glück der Erfüllung, das in ihnen jubelte, vernahmen sie nicht den mächtigen Lobgesang, der durch die ungeheure Weltenruhe schwang: Friede auf Erden. — Heute scheint kein Mond, Finsternis deckt die Täler und Höhen, und nichts ist zu sehen, als die Lichter der Menschensiedelungen und der Glanz der Sterne. Aber diesmal, von Dunkelheit und Schweigen umflossen, hört und versteht Herbert Tillian, was durch die ungeheure Weltenruhe lautlos lobpreisend tönt, und heiliger Friede senkt sich in sein Herz. Alles in ihm wird klar und reif und still. Er kann getrost an seine neue Arbeit gehen, denn er weiß seinen Jungen bei der Traude in guter Hut.

Was ist das doch für eine wundersame Frau! Welche Kraft der uneigennützigen Liebe und Selbstverleugnung strömt von ihr aus! Ihr hat er, der werdende Künstler, es zu danken, daß er sich zur Meisterschaft durchgerungen, seinen ersten hohen Gipfel erreicht hat. Sie hat einem alternden, mit sich und der Welt zerfallenen Mann nicht nur die letzten Jahre verschönt, sondern ihn wieder mit dem Leben versöhnt. Sie hat den Vater aus Not und Verzweiflung gerissen, sie hat die Ihren vor Armut und Elend bewahrt, all ihr Tun ist einsatzbereite selbstlose Liebe gewesen. Und sie wähnt sich noch immer in Schuld und setzt alles daran, um das, was sie Schuld nennt, zu sühnen. Sie, in deren Schuld alle stehen, fühlt sich schuldig, klagt sich selbst an, entsagt und büßt. Wofür?

Und mit einem Male sieht Herbert Tillian den Vorhang der Zukunft sich auftun und wie in einem Wachtraum eine schöne weißhaarige Frau, von allen verehrt und geliebt, im Kreis ihrer Nichten und Neffen und Großneffen, sie, die selbst niemals Mutter war, gleichsam als Stammmutter eines helläugigen, bodenverwurzelten Geschlechtes, das ihr sein Blühen und Gedeihen verdankt: Traude Wiederschwing, die zur Traude Tonandinel werden mußte, weil sie den Bestand und das Wohlergehen der Sippe höher stellte, als die Befriedigung der eigenen Wünsche, weil die große Verpflichtung für Hof, Familie und Heimaterde ihr mehr galt, als ihr eigenes einzelnes Menschenschicksal und sein kleines, für die Gemeinschaft bedeutungsloses Glück. —

Währenddem überwacht die Traude das Zubettgehen der Kinder, geht von einem Lager zum andern, sagt jedem noch etwas Lustiges zur guten Nacht und löscht das Licht. Da wispert's leis in der Dunkelheit: „Tante Traude —"

„Was denn, Hugo?" Sie beugt sich über den Kleinen, der in der Nähe der Tür liegt. Zwei weiche Arme schlingen sich um ihren Hals, ein tränennasses Gesicht preßt sich an das ihre, ein zages Stimmchen raunt ihr ins Ohr: „Tante Traude, bitte, bitte, laß mich immer bei dir bleiben — es war heute so schön . . ."

Sie streichelt die heiße Kinderwange. „Freilich, Hugo! Du bist jetzt der Tante Traude ihr guter Junge, ich geb' dich nicht mehr her", flüstert sie ihm heimlich zu. Dann lacht sie munter, um die Aufmerksamkeit der andern abzulenken, legt den Buben aufs Kissen zurück und ruft: „Fix! Fix! Jetzt heißt's schnell schlafen, morgen früh ist die Nacht vorbei!" —

„Herbert", sagt sie eine Weile später. „Ob der Bub etwas von deinen Anlagen hat, muß sich erst zeigen. Aber er hat ein reiches Innenleben und ein empfängliches Herz. Ihn zu erziehen, ist eine verantwortungsvolle, schöne Aufgabe, und ich danke dir für dein Vertrauen."

In seinen Wachtraum versunken, hat er ihr Kommen überhört. Als sie ihn anredet, schrickt er auf und findet nicht gleich in die Gegenwart zurück.

Das Gesicht, das ihm aus der Dunkelheit entgegenleuchtet, ist doch noch jung, aber etwas von jener durchgeistigten und abgeklärten Mütterlichkeit ist darin, mit der die alten deutschen Meister die Gottesmutter darstellen.

„Du dankst **mir**?" ruft er mit einer Bewegung, als wollte er vor ihr niederknien. „Du lebst nur für andere und willst ihnen noch dafür danken, daß du für sie leben darfst? Traude, hast du denn für dich selbst gar keinen Wunsch mehr?"

Sie hat den Arm, mit dem sie ihn vom Knien abhielt, auf seiner Schulter gelassen. Ihre Augen blicken zum gestirnten Himmel, und der Mund mit dem feinen Zug des Schmerzes, den das Wissen um alle Not und Bitternis des Lebens verleiht, der weiche, gütige Mund spricht in die schweigende Dunkelheit hinaus die leisen, nachdenklichen Worte: „Du hast mich hier schon einmal so ähnlich gefragt. Damals ist eine Sternschnuppe gefallen, und ich habe dir geantwortet: „Was soll ich mir noch wünschen, ich hab' ja alles." Und heute kann ich dir, nicht in törichtem, jungem Liebesglück, sondern als reife Frau, in der alle Stürme zur Ruhe gekommen sind — wieder nur das gleiche antworten. Denn nicht auf die eigenen Wünsche kommt es an, sondern darauf, ob einer seine Pflicht tut und bereit ist, das Kleinere dem Größeren unterzuordnen. Und das Größere ist doch wohl — die freudige Jugend, die das liebe Heimatland heute lachend und singend mit uns durchwandern kann, und, Herbert, — dein Sohn ist auch darunter."

Seine Lippen zucken. „Damals", spricht er mit einer sein Licht vom hellsten Stern von Bethlehem, der Stern der gesunken. Heute sehe ich einen andern über mir, er hat sein Licht vom hellsten Stern von Bethlehem, der Strn der selbstlosen Liebe."

Licht um Licht erlischt tief unten in den Menschenhäusern. Sie aber sitzen auf dem Gipfel der Villacher Alpe unter den funkelnden Sternenheeren noch lange schweigend beisammen und lauschen — wunschlos zufrieden — dem Schlagen ihrer Herzen und dem Lobgesang der ungeheuren Weltruhe: Friede auf Erden — Friede der Heimat und ihren treuen Kindern ein Wohlgefallen . .

—: Ende. :—

Mit ganzer Seele dabei!

Übernormale Sinnesleistungen und ihre Entstehung.

Von Professor Richard Müller-Freienfels.

Obwohl die meisten Menschen, äußerlich gesehen, die gleichen Sinnesorgane besitzen, ist deren Leistungsfähigkeit doch außerordentlich verschieden. Ja, es gibt auf jedem Sinnesgebiet Leute, deren Fähigkeiten ihren Mitmenschen völlig unverständlich sind, und fast an „übernatürliche" Begabung denken lassen.

Nehmen wir zum Beispiel das manchen Musikern eigene „absolute Gehör"! Auf einem Flügel, dessen Tastatur nicht zu sehen ist, wird ein Ton angeschlagen, und sofort sagt ein anwesender Musiker: „Das ist das zweigestrichene Cis, aber der Flügel steht etwas unter dem Kammerton." Unmusikalische Leute können sich das nur als ein vorher abgekartetes Spiel erklären. Oder man denke an die Weinprüfer, die einen Schluck einer ihnen unbekannten Weinsorte auf die Zunge nehmen, dann stark Luft einziehen, um die "Blume" auszukosten, und daraufhin mit verblüffender Sicherheit Herkunft, Jahrgang und Wert des Getränkes anzugeben vermögen. Der Laie wundert sich dabei über die feine „Zunge"; in Wahrheit ist das entscheidende Organ in solchen Fällen die Nase. Mit ähnlicher Sicherheit vermögen Spezialisten für Kleiderstoffe durch bloßes Betasten die Güte der Wolle, die Menge und Art etwa verwendeter Ersatzstoffe festzustellen. Und manche Postbeamten brauchen Briefe nicht zu wiegen, sondern stellen das Gewicht schon auf Grund des auf die Hand ausgeübten Druckes fest. Nicht minder erstaunlich ist dem Laien die Feinheit des Farbenempfindens bei Malern oder die Schärfe des Temperatursinnes bei Ärzten, die ohne Thermometer genau die Höhe des Fiebers feststellen.

Der Laie spricht in solchen Fällen von besonders guten „Sinnen", etwa einem scharfen „Auge" oder „Ohr", worin er die Voraussetzung für jene erstaunlichen Leistungen er-

blickt. Er meint, eine solche Fähigkeit müsse als eine Art abnorme Begabung angeboren sein. Und doch ergibt die psychologische Nachprüfung, daß die Voraussetzungen für solche verblüffenden Leistungen im Sinnesorgan selbst allein nicht liegen können. Mindestens mit dem, was man im gewöhnlichen Sinne ein „gutes Auge“ oder ein „gutes Ohr“ nennt, haben jene Fähigkeiten wenig zu tun. Es gibt viele bedeutende Maler, die kurzsichtig sind, und der Musiker mit dem absoluten Gehör hört das Ticken einer Uhr nicht immer auf größere Entfernungen als ein Laie, der eine Quart von einer Quint nicht unterscheiden kann; ja, viele berühmte Musiker sind geradezu gehörleidend gewesen, so Beethoven, Franz, Smetana und andere. Dazu kommen weitere Tatsachen, die beachtet werden müssen: so haben viele Geiger das absolute Gehör wohl für ihr Instrument, das sie ohne Stimmgabel richtig stimmen; aber sie haben nicht die gleiche Treffsicherheit gegenüber Gesangs- oder Klaviertönen.

Diese und ähnliche Tatsachen weisen darauf hin, daß die ungewöhnliche Unterscheidungsfähigkeit gegenüber Sinnesreizen durchaus nicht auf einer angeborenen übernormalen Struktur der Sinnesorgane, ja überhaupt nicht auf den Sinnesorganen selbst beruht, sondern auf ganz anderen seelischen Voraussetzungen. Das Sinnesorgan selbst kann im gewöhnlichen Sinne und für viele andere Leistungen durchaus „normal“ sein; vielfach läßt sich sogar nachweisen, daß sich jene Fähigkeiten erst im Laufe des Lebens und einer besonderen Berufsausbildung „entwickelt“ haben. Grundsätzlich kann man dem staunenden Laien die beruhigende Versicherung geben, daß es auch für ihn im Bereich der Möglichkeit läge, seine Organe zu solch ungewöhnlicher Leistungsfähigkeit zu steigern, obwohl es praktisch dazu nicht so leicht kommt, weil dazu oft eine völlige Umstellung des Lebens erforderlich wäre.

In Wahrheit nämlich hören wir ja nicht nur mit dem Ohre, und wir sehen nicht nur mit dem Auge, sondern die gesamte Seele mit allen ihren Fähigkeiten wirkt beim Sehen und beim Hören mit. Mit Recht sagt unsere Sprache auch nicht: „Mein Ohr hört“ und nicht: „Mein Auge sieht“, sondern sie sagt: „Ich höre, ich sehe“, um damit auszudrücken, daß sich das gesamte Ich an jeder Wahrnehmungsleistung beteiligt.

Von diesen, nicht in den Sinnesorganen selbst liegenden Voraussetzungen für die scheinbaren Sinnesleistungen nennen wir insbesondere ein gutes, und zwar spezialisiertes Gedächtnis, das allein die Vergleichsmöglichkeiten für die feine Unterscheidungsfähigkeit gibt. Der Weinprüfer bleibt mit Recht auch ein Weinkenner; denn er kann sein Urteil nur auf Grund einer weiten Kenntnis abgeben, die ihm ermöglicht, seine Unterscheidungen zu treffen. Wenn auch in den Einzelheiten nicht bewußt, so stehen ihm doch gedächtnismäßig zahllose Vergleichsmöglichkeiten zur Verfügung, die den Hintergrund für die Beurteilung der vorliegenden Probe bilden.

Ein solches Gedächtnis aber entwickelt sich wiederum nur dort, wo ein besonderes Interesse besteht, eine spezialisierte Einstellung des gesamten Geistes auf besondere Leistungen auf einem Sinnesgebiet. Vielfach bringen ja manche Berufe eine solche Einstellung mit sich, und es gibt Menschen genug, die einen Beruf aus rein äußeren Gründen, ohne daß eine besondere Begabung vorgelegen hätte, erwählten und bei denen sich dann, auf Grund des speziellen Berufsinteresses nachträglich die erforderliche Begabung entwickelt, die dem Laien gelegentlich als „übernormal“ erscheint.

Das Interesse hängt aber weiterhin eng mit Gefühlen und Werterlebnissen zusammen. Mit Recht antworten die Personen, die übernormaler „Sinnes“leistungen fähig sind, wenn man sie befragt, wieso sie dazu imstande seien: „Das fühle ich; es ist Gefühlssache.“ In der Tat sind ja für den Musiker die Töne nicht nur „Töne“ im akustischen Sinne, sondern sie sind ihm Träger ganz bestimmter Gefühlswerte. Und das Farberleben des Malers oder der Modekünstlerin ist nicht nur eine Angelegenheit des Auges, sondern auch des Gefühls, poetisch ausgedrückt: des Herzens. Diese besondere „Feinfühligkeit“ spielt bei jenen Leistungen entscheidend mit, die man irrtümlich nur den Sinnen zuschreibt. Weit über die rein objektiven Eigenschaften eines Eindrucks hinaus haben für den Musiker Töne und Akkorde, für den Maler Farben einen ganz bestimmten Gefühlswert, einen Charakter, eine persönliche Note, die bei Vergleichen und Unterscheidungen stark ins Gewicht fallen.

Darüber hinaus aber spielen vielfach bei den ungewöhnlichen Leistungen, die der Laie fälschlich den Sinnesorganen zuschreibt, auch logische Fähigkeiten, Urteil und Begriffsbildung, eine wichtige Rolle. Die feinen Unterscheidungen des Weinkenners sind nur möglich, weil er über ein Begriffssystem verfügt, eine Möglichkeit, die Nuancen auch sprachlich zu schildern, was alles dem Laien fehlt. Er gebraucht Begriffe und Charakterisierungen, bei denen der Laie sich gar nichts zu denken vermag, die jenem aber einen klaren Sinn enthalten, so wenn er von „runden“, „glatten“, „eleganten“, metallischen“ Weinen redet. Ebenso besitzen alle Personen mit feiner Farbenempfindlichkeit, Maler oder Modekünstler, eine Fülle von Begriffen, die dem Laien gar nichts sagen, mit denen sie sich jedoch verständigen können. Wo der Laie nur von „Rot“ spricht, hat der Farbenkenner eine Menge sehr genauer Begriffe zur Verfügung, durch die er die Nuancen unterscheidet; er spricht von „Karmoisin“, „beige-rosée“, „krapprot“ und zahllosen anderen feinsten Schattierungen. Und für den Musiker sind die Töne niemals Einzeltöne, sondern sie gliedern sich ihm sofort in das ganze, feingegliederte Tonsystem ein, deren Kenntnis er vor dem Laien voraus hat.

Man sieht, die Sinne allein befähigen noch nicht zu den sogenannten übernormalen „Sinnes“leistungen; alle Fähigkeiten der Seele und des Geistes wirken dabei entscheidend mit. Und nicht die Sinne verfeinern sich, wenn man sich eindringend mit Malerei oder Musik beschäftigt; die gesamte geistige Verarbeitung verfeinert sich. Wenn jemand über geringes Farbempfinden oder schlechtes musikalisches Gehör klagt, so liegt in den meisten Fällen nicht ein organischer Mangel, sondern schlechte Ausbildung, Interesselosigkeit, Stumpfheit des Geistes vor. Ebenso aber, wie unternormale Sinnesleistungen zumeist nicht auf Mängeln der Sinne, sondern auf geistiger Schlamperei beruhen, so sind übernormale Leistungen der Wahrnehmungsfähigkeit zumeist das Ergebnis von Schulung, geistiger Zucht, hochgesteigertem Interesse. Und wenn gewiß auch nicht jeder auf jedem Gebiet sich zum Genie ausbilden kann, so braucht auch niemand die Hoffnung aufzugeben, bestehende Mängel auf einem Sinnesgebiet ausgleichen zu können. Freilich von heute auf morgen geht das nicht; man muß schon, da auch bei scheinbaren Sinnesleistungen die gesamte Seele ins Spiel tritt, wirklich „mit ganzer Seele“ dabei sein!

Der Vielgesuchte.

Wer kennt nicht die „Träumereien an französischen Kaminen“, jenes Märchenbuch für Kinder, das sein Verfasser im Schützengraben geschrieben hat, im Kriege 1870/71 — Richard von Volkmann schickte sie seinen Kindern in einzelnen Feldpostbriefen, denn er hatte ja, wie er selbst erzählt, niemals so viel Muße wie in jener Zeit, da er als Generalarzt die Belagerung von Paris miterlebte. Er war bekanntlich ein vielgerühmter Arzt, Chirurg im besonderen, führte neben seiner umfangreichen Tätigkeit ein glänzendes Haus und wurde schließlich zu einer bewunderten Persönlichkeit. Natürlich war er in aller Munde; die Reden und Gespräche über ihn wurden stadtbekannt, sozusagen volkstümlich; seine Kollegen allerdings nahmen sie zuweilen — verständlicherweise — mit gemischten Gefühlen auf. Einer seiner Schulkameraden, Meyer sei er hier genannt, war auch Arzt geworden, hatte aber weder einen Namen in seinem Fach, noch war sein Verdienst auskömmlich. Volkmann begegnete einst diesem alten Schulfreunde und erkundigte sich teilnehmend nach seinem Ergehen. „Nu, Volkmann, wie soll mer's gehn?“ lautete die Antwort auf gut hallisch — „siehst de, wenn dir eener stirbt, da sagn se: Dem war nicht zu helfen; se haben Volkmann geholt, und der hat'n ooch nicht helfen genn'. Wenn mir eener stirbt, dann heißt's: Nu ja, mer sieht's, der Meyer hat'n guriert!“ — Dieses Geschichtchen mag noch zu seinem Teil einen Ausspruch Volkmanns erhärten, den er als Vielgesuchter an sich selbst erfahren konnte: „Ein Arzt hat entweder kein Brot oder keine Zeit, um es zu essen.“

„Alle Dinge sind Gift"

Von Dr. med. Georg Kaufmann.

Man hört heute oft den Namen des großen deutschen Arztes Theophrast von Hohenheim, der den Gelehrtennamen „Paracelsus" führte und im Anfang des 16. Jahrhunderts lebte. Er war einer jener genialen Umstürzler, die nun einmal unentbehrlich für den Fortschritt menschlicher Kultur sind und die teils aus angeborenem Widerspruchsgeist, teils aber auch auf Grund wahrer schöpferischer Eingebung gegen alles Gewohnheitsmäßige kämpferisch auftreten. Paracelsus hat der Heilkunde neue bedeutsame Wege gewiesen, und man kann ihn mit Recht als den Vorläufer der modernen Chemotherapie bezeichnen. Sein viel zitiertes Wort „Alle Dinge sind Gift, und ist kein Ding, das nicht Gift sei, allein die Dosis macht, daß ein Ding kein Gift sei", ist tatsächlich zum Grundsatz unserer Arzneimittellehre geworden. Aber unsere Kranken verstehen diesen Satz oft falsch. Sie hören das Wort „Gift" und erschrecken, denn dieses Wort, das ja eigentlich „Gabe" bedeutet und noch in dem angenehmer klingenden Wort „Mitgift" vorkommt, ist heute anscheinend unlöslich mit der Vorstellung einer Lebensbedrohung verbunden. Man weiß, daß die Medizin sehr wirksame Heilstoffe besitzt, die aber vorsichtig angewendet werden müssen, und fürchtet sich mehr oder weniger vor ihnen. Volksheilmittel hält man dagegen für ungefährlicher, und physikalische Behandlungen sind stets willkommen. Aber auch diese anscheinend so harmlosen Mittel können Gift sein. Es kommt nur auf die Dosis an. Sie können ihre Wirkung völlig verfehlen, wenn sie nicht in ausreichender Dosis verwendet werden.

Der Toxikologe oder Giftkenner unterscheidet ganz allgemein eine Wirkungsdosis und eine Schädigungsdosis. Die erste bezeichnet die Menge, die nötig ist, um eine erwünschte Wirkung hervorzubringen, die zweite jene Menge, die bereits nachteilige Folgen hervorruft und die bei weiterer Steigerung an die tödliche Dosis heranreicht. Je näher diese Dosen beieinander liegen, um so gefahrvoller ist das Mittel und um so vorsichtiger muß es gehandhabt werden. Es gibt aber auch eine Dosis, die den allermeisten Menschen gar nichts schadet, einzelnen Personen jedoch, die gegen das Mittel überempfindlich sind, Schädigungen bringen kann. So vertrugen zum Beispiel einzelnen Menschen gewisse Fiebermittel nicht und zeigten einen auffälligen Hautausschlag, der zwar harmlos war, aber doch Bedenken wachrief. Man verordnet diese Mittel nicht mehr und hat sie durch andere ersetzt. Die Empfindlichkeit einiger Menschen geht sogar so weit, daß sie auf alltägliche Nahrungsmittel, so zum Beispiel auf bestimmte Eiweißverbindungen, mit Migräne und Erbrechen antworten. Für den Zuckerkranken ist Zucker in größerer Menge Gift. Nierenkranke sollten möglichst salzfreie Kost erhalten. Manche Gichtkranke sollen keine Leber und keine Niere essen. Für andere Kranke hinwieder ist rohe Leber ein unentbehrliches Heilmittel. Im Grunde sind auch Wasser und Milch Gift. Bei der Aufnahme durch den Verdauungskanal werden diese Stoffe entgiftet. Spritzt man sie unter die Haut, so können sie in geringen Mengen gewisse Heilvorgänge auslösen, in größeren Mengen aber auch den Tod hervorrufen. Auch unser Körper bildet Stoffe, die unter Umständen giftig wirken können. Sie tun es beim Gesunden nicht, weil sie nur in geringen Mengen entstehen oder durch andere Stoffe entgiftet werden. Bei bestimmten Krankheitsvorgängen kann aber dieser Ausgleich gestört sein, und der Arzt muß versuchen, auf Grund s‿iner Kenntnisse von diesen Vorgängen einen Ausgleich zu erzielen.

Paracelsus hat also schon recht. Alles ist Gift, wenn es in ungeeigneter Menge oder am falschen Ort oder zu ungünstiger Zeit einwirkt. Von einem Heilmittel verlangen wir aber, daß es ungiftig sei, also keine schädlichen Nebenwirkungen habe. Viele an sich sehr wirksame Heilstoffe sind schon verworfen worden, weil ihre Heildosis bis an die Giftdosis heranreichte. Unsere Chemiker haben dann so lange gearbeitet und probiert, bis sie eine Verbindung fanden, die nicht mehr schädlich, sondern nur noch heilend wirkt. Man sollte daher nicht mehr von Gift sprechen, sondern nur noch von Giftdosis. Die Arzneien, die der Arzt verordnet, sind alle so eingestellt, daß sie weit unter der Giftdosis liegen. Wenn also ein ängstlicher Patient fragt: „Herr Doktor, Sie geben mir doch kein Gift?", so können wir ruhig mit: „Nein!" antworten. Wir können das heute mit besonders gutem Gewissen tun, weil alle hochwirksamen Mittel genau auf ihren Gehalt an wirksamer Substanz geprüft werden, und selbst die Packungen, die auf einmal abgegeben werden, reichen nicht aus, um eine tödliche oder lebensbedrohende Vergiftung herbeizuführen. Ob der eine oder andere Kranke überempfindlich ist, können wir allerdings nicht von vornherein wissen. Arzneien, gegen die manchmal Überempfindlichkeit besteht, werden daher anfangs probeweise in geringster Menge angewendet. Meist gibt es aber auch neue Verbindungen, die diesen Nachteil nicht haben. Bei den starken Bromdosen, die früher manchmal verordnet wurden, traten Hautausschläge (Bromakne) auf. Bei den neuartigen Bromzusammensetzungen werden solche an sich harmlosen Ankepusteln nicht mehr beobachtet. Man darf allerdings auch nicht so weit gehen, jeden kleinen Pickel, der ja auch ohne Veranlassung vorkommt, auf Brom zurückzuführen.

Auch bei Bestrahlungen, bei Massagen, bei Badekuren, Sonnen- und Klimakuren gibt es eine Gefahrendosis, die aber leider oft erheblichen Schwankungen unterliegt. Sie müssen also auch mit Vorsicht und Vorbedacht angewendet werden. Die Redensart „Viel hilft viel!" ist also eine recht gefährliche Verallgemeinerung. Die Kunst des Heilens beruht nicht nur in der Anwendung der richtigen Mittel, sondern auch der richtigen Dosis.

 **Bunte Chronik** 

Eierkochen in 4000 Meter Höhe

Wenn ein Luftsteward auf die Frage, wie lange ein „pflaumweiches" Ei kochen müsse, antworten würde: „Drei Minuten", so wäre er rettungslos durchgefallen. Denn er muß wissen, daß er mit der Höhe zu rechnen hat, in der sich die Maschine gerade befindet, also mit dem veränderten Luftdruck. Es ist nicht einfach, sich diesen besonderen Umständen anzupassen, und deshalb hat eine große amerikanische Luftverkehrsgesellschaft jetzt die Kücheneinrichtung ihrer Flugzeuge durch Höhenmesser und Luftdrucktabellen vervollständigt. Der Kochsteward braucht nur einen Blick in seine Tabellen zu werfen, um zu wissen, daß beispielsweise ein „Drei-Minuten-Ei" in 4000 Meter Höhe 4½ Minuten kochen muß.

 **Lustige Ecke** 



„Das muß ein blinder Passagier sein, der sich im Rettungsboot häuslich eingerichtet hat!"

Kommissarische Leitung: **Gotthold Starke, Hauptschriftleiter**
Chef vom Dienst: **Marian Hepke**
Verantwortlich für den Gesamtinhalt:
Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Edmund Przygodzki**, sämtlich in Bromberg
Druck und Verlag: **A. Dittmann**, Bromberg